

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 172 Freitag, den 6. August 1920

Meerkat.

Roman von
Fedor von Jobettij

„Mein,“ sagte sie, „ich heirate dich trotzdem...“ Und dabei mußte sie lächeln, denn ihr fiel eine Bemerkung Dikessines ein.

Tante Te aber wollte der Sache aus dem Grund gehen. „Erlauben Sie, Herr Graf,“ begann sie von neuem, „wenn Sie ein Treuhänder sind, dann sind Sie ja auch ein Freiherz von Gemmingen.“

Falkenstein hatte sich bereits in seinen Brief vertieft. „Ja wohl, gnädigste Gräfin,“ erwiderte er topfknüchelnd.

„Und ein Herr von Kittlau-Berleburg —“

„Ja wohl, gnädigste Gräfin.“

„Ja — na, was laufen Sie denn da als natter? —“

„Stein herum!“ Weiß mein Rest? Das alles?“

„Ja wohl, gnädigste Gräfin.“

Jetzt wurde Tante Te ärgerlich. „Ich finde es nicht recht, daß man mir das vorenthalten hat,“ sagte sie. „Das ist eine Zurückhaltung. Ich gebe auf derlei. Das sind demokratische Klimmatten, wie ich sie nicht liebe. Vor allem ärgert mich die Heilmittlerei. In meinen Augen ist ein Graf ein Graf — auch wenn er sich nicht so nennt. Nun verzieh' ich doch was ignis, Alt. Ein Graf Falkenstein-Treffhausen —“

„Aber das wußt' ich doch gar nicht!“ rief Anita.

„Ein Graf Falkenstein-Treffhausen, Freiherz von Gemmingen, Herr von Kittlau-Berleburg ist unter allen Umständen eine angemessene Partie,“ rebete Tante Te unbestimmt zu Tante.

„Gut, Tante. Aber ich wiederhole: Ich wußte nichts von diesem entsetzlich langen Namen!“

„Dann hast du ihn gefühlt!“ rief die Tante teumühlerend.

„Mitte um Entschuldigung,“ fiel Falkenstein ein, „dieser Schreibweise ist wichtiger als der Streit um Schall und Rauch. Mein Geheimnis ist verraten worden. Ich wollte für die Welt in Anrechnung sein, aber die Welt hat mich in Prege singsthorf entbedt.“

„Was schadet denn das?“ fragte Anita.

„Der Brief ist ein Memento.“

„Bon wem?“

„Von dem Schneider meiner Vergangenheit.“

„Aber natürlich!“ rief Anita, und Falkenstein, der noch nicht recht wußte, wie er sich zu der Tante stellen sollte, setzte trocken hinzu: „So ist unser Wille.“

„Schön, und die Verbindung mit Treffhausen?“

„Tante Te, ich erinnere dich daran, was du mit vorhin sagtest. Ich weiß noch die Worte. Du sagtest: Das verbitte' sich! In Jahresfrist ist alles vergessen, da kannst du schon eine andere haben.“

„Aber ein Jahresfrist sind nicht zehn Minuten!“

„We können warten. Ich werde Will bitten, sich teigradig in Hamburg anzulassen. Er wird nur den Gefallen tun, alles Nötige mündlich mit Treffhausen zu besprechen.“

Tante Te antwortete nicht. Sie wies auf den Mittelstich.

„Es liegt da noch ein Brief, Herr Falkenstein,“ sagte sie; „der ist aber irrtümlich an einen Grafen von Falkenstein-Treffhausen abrefert. Eine solche Familie gibt es. Der Postbote hat ihn abgegeben, wohl in der Meinung, daß Sie der Empfänger seien.“

„Ich bin es auch,“ erwiderte Falkenstein, den Brief nehmend. „Ich habe den Titel fallen lassen, weil mir schien, daß er sich nicht recht mit der Stellung vertrüge, die ich hier einnehme.“

Anita forschte interessiert auf. „Was ist los?“ fragte sie.

„Du bist ein heimlicher Graf?“

„Nimm's nicht übel,“ erwiderte er.

in unterbeiger Sachlichkeit und unübertriebenem Kenntnisreichtum lehrte es uns dieser größte Meister an den rasch abvollenden Fragen und Problemen der internationalen Politik in den Jahren 1859-62. Die italienische Frage fällt fast die ganze Petersburger Zeit aus. Die Kriegsgefahren, die sie namentlich durch die Haltung Frankreichs heraufbeschwor, lasteten schwer auch auf Preußen und den Bundesstaaten. Ihrer Abwendung für Preußen galt Bismarcks ganze Sorge, unbestimmt um Sentimentalitäten und den Strom der öffentlichen Meinung. Seine Berichte teilen dann über in das polnische Problem, in die schleswig-holsteinische Frage, Themen also, die von größter aktueller Bedeutung aus den Ereignissen der letzten Zeit heraus wieder geworden sind. Es folgt die Grenzlandzeit in Paris. Seine Mitteilungen aus ihr sind weniger ergiebig, als die von der Neuoa. Die mexicanische, die serbische und einige andere Fragen bilden den Hauptinhalt. Auch hier aber jener überordneter Reichtum an Einsicht, jene umgebende Klarheit der Auffassung und der Gesühle. Mit dieser Veröffentlichung schließt sich die letzte große Bände, die bis heute für das deutsche Volk in der vollständigen Kenntnis der Tätigkeit seines bedeutendsten Staatsmannes vorhanden hat.

Die große Fülle von Stoff, Urteilen, geschichtlichen Streiflichtern und anderen, die von dem neuen Gehandten in seinen Berichten vortragen wird, sei in einem kurzen Auszuge aus denen vom Monat April 1859 (Ende März war Bismarck in Petersburg eingetroffen) am besten belegt:

1. 4. Der Kongreß der Mächte und die italienischen Staaten.

9. 4. Oesterreich lehnt Verhandlungen ab, wenn nicht Sardinien Entschaffung voraussetzt. — Oesterreichs Hoffnung auf den Bestand des übrigen Deutschland. — (Chine Datum.) Russische Zustände, Kaiserthum, Bauernbefreiung, Abel und Beamtenstand.

16. 4. Russische Politik im Falle eines Krieges. Warnung Nikolski vor einer Unterthung Oesterreichs durch Preußen. Balkanische Verhältnisse des Wiener Kongreßs. Der casus oedebis. Der harte und aufrichtige Gortschakow warnt Bismarck. Nikolskis Rechte auf das Schwarze Meer. Aufstufung auf die Glaubensgenossen in der Türkei. Auf Unterthung Oesterreichs bei einem deutsch-französischen Kriege nicht zu rechnen.

27. 4. Bismarck verteidigt gegenüber Gortschakow die preussischen Forderungen, warnt gleichzeitig den Prinzregenten vor einer Unterthung Oesterreichs. Kritik der deutschen Bundesbeschlüsse.

28. 4. England bezeichnet den russischen Vorschlag eines Kongreßes als unliebsame Unterbrechung der seiterteils eingeleiteten Verhandlungen. Kaiser Alexanders Urteil: Oesterreich hat jetzt alles, was seinen Interessen entgegensteht, als revolutionär bezeichnet.

29. 4. Frankreichs vertrauliche Anfrage, ob Preußen neutral bleibe, wenn Frankreich verbricht, die Bundesgrenzen, auch innerhalb Oesterreichs, unter allen Umständen zu schützen.

29. 4. Kaiser Alexander bei seiner Geburtstagsansprache. Auffälliger Mangel des Ausdrucks beim Uebergang der Begrüßung des deutsch angeordneten Bismarck zu den französisch angeordneten Oesterreichern. Die Vertreter Russlands und Frankreichs werden dem englischen Gehandten schmädtliches Eingehen auf jeden aus Wien kommenden Aufzug vor. Aus Belgrads, Oesterreich nicht in alle Laune zu verfallen, führt das Londoner Kabinett Europa in den Krieg.

30. 4. Kaiser Alexander erklärt sich bereit, das französische Verbrechen hinsichtlich der deutschen Bundesgrenzen schriftlich zu garantieren.

Diese kurzen Etappen aus den Berichten nur eines einzigen Monats geben eine Andeutung davon, welche Fülle geschichtlichen Stoffes interessanter Art diese Dokumente der vierjährigen Tätigkeit Bismarcks in St. Petersburg und Paris dem Leser bieten. Die Streiflichter, die dabei auf die Politik der Mächte in jüngerer Zeit, insbesondere auf die Vorgeschichte des Weltkrieges, fallen, sind oft geradezu verblüffend. — Den Berichten selbst geht eine kurze historische Einführung des Herausgebers voraus.

Amerikanische Wetten.

Der Wipfel menschlicher Narretei.

Der amerikanische Humor erhebt sich mitunter auf Gebiete, die an den Wahn in Meintultur streifen. Man braucht sich nur amerikanische Wetten und die Bedingungen anzusehen, die dabei gestellt werden. Aus Anlaß der be-

vorstehenden staatsrechtlichen, wie gewöhnlich, Anklagen von Wetten in ganzen Bände geschlossen worden, und mancher Betriener dürfte für seine Lebensarbeit schon büssen müssen.

Der Gründungsbericht, der bei solchen Wetten zutage tritt, ist geradeunglaublich, nichts liegt man für zu ergentrich oder zu nährlich an und alles ist erlaubt. Die mildeste Strafe für den Betriener besteht darin, den gewinnenden Partner im Schuttkarren durch die halbe Stadt zu fahren, den halben Schmutzball abzuschnitten, eine Straube zu graben, als Kellner zu arbeiten, das Opfer eines Scheinbegräbnisses zu sein und ähnliche Scherze. Die wettehenden Amerikaner haben nicht einmal Achtung vor dem Tode, er ist ihnen gerade für eine Wette gut genug. Abgehene Geschäftleute haben sich, weil sie ihre Wette verloren hatten als Betriener kleben müssen; sie mußten an einer Straßenecke stehen und allerlei Kram verkaufen oder mit einem Negerkind auf den Armen herumgehen. Auf Händen und Füßen rückwärts über eine Brücke kriechen, über einen Fluß schwimmen wie auch das Wetter sei. In den Kleibern der Gattin des Gewinners spazieren gehen, gehört ebenfalls zu den einfasslichen Strafen des verlierten Teils. Oft wird jedoch dazu verurteilt, auf den vornehmsten Straßen mit einem großen Schild umher zu gehen, auf dem zu lesen steht: „Ich bin ein Esel, der an den Erfolg der Republikaner glaubte;“ oder der Betriener muß eine Feder einige Meilen vorwärts blasen, vor einer Kirche Trepfen spielen uho.

Ein bekannter Snob der Broadway wurde einmal dazu verurteilt, einen Monat lang mit einem gegen den Strich gerichteten Hülfenband ohne Strome in Bureau und wider nach Hause zu gehen; ein älterer Kaufmann, dessen Widertwillen gegen Frauen bekannt war, mußte an einer Ecke der 5. Avenue stehen und die erste Negierin küssen, die vorbeikommt. Ein Mann in Chicago mußte einen Monat lang mit einem goldenen Ring durch die Nase laufen, ein anderer mußte ebensolange einen Schupfenbock bewohnen. Ein Advokat in Kansas mußte auf allen Bierern im Schmutz durch die Straße frieden und laut erklären, daß er ein Ibiot sei — was übrigens niemand zu bezweifeln schien. Ein sehr stolzer und hochmütiger Offizier erhielt die Strafe auferlegt, sechs Stunden einen Negerfängling durch die Straßen zu tragen, während er ihm aus der Saugfalsche Milch gab und Wiegelnieder vorsang.

Literatur.

Fluchtstücke in Frankreich. Von Sandro. Eines der packendsten und spannendsten, zugleich menschlich sympathischsten Flucht- und Abenteuerbücher aus dem beendeten Krieg ist das bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart unter dem Titel „Fluchtstücke in Frankreich“ von Sandro erschienene. Ein junger Deutscher, der in französische Kriegsgefangenschaft geraten ist, erzählt seine Erlebnisse. Mit eiserner Beharrlichkeit, unbeeinträchtigt durch wiederholte Festschläge, unternimmt er einen Fluchtversuch nach dem anderen und muß jedesmal durch erneute Grausamkeit der Behandlung dafür büßen, bis ihm endlich der sechste Versuch gelingt und ihn glücklich in die Heimat bringt. Das Buch ist politisch sehr wichtig, zeigt es doch immer wieder, und zwar in besonders eindringlicher und glaubhafter Weise, wie die Franzosen die deutschen Kriegsgefangenen quälten und nach Möglichkeit zugrunde richteten.

Kaiser Anders: Der alte Weg. Kurze Prosa, illustriert von U. Vossack. „Wia,“ Wiener Literaturische Anstalt, G. m. b. H., Wien—Berlin.

Eine Reihe von Stimmungsbildern, durchaus verständlich, jede in besonderer Eigenheit, ist hier in einem Bändchen gesammelt. Aber allen gemeinsam ist eine innere Poese, eine absolute Lebensbejahung, die auch im Kleinsten das gütige Walten einer höheren Macht sieht und die kleinen Schwächen der Menschen verzieht. Ein stilles Haus von wahrer Freude an der Natur durchweht das Buch. Der schlichte Stil, der es dem Leser überläßt, sich manchen angedeuteten Gedanken auszuspinnen, die Harmonisiertheit des Stoffes und die Mannigfaltigkeit des Gebotenen eignet das selbe so recht als Erholungslektüre nach schwerem Tagewerte — ein stiller Weg abwärts des geräuschvollen Getriebes der Welt.

Es ist echte Kleinkunst aus einer vergangenen schönen Zeit! —

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 48
Tel. Nr. 4520.



„So, Tante Le,“ rief Anita begeistert, „ich übernehme auch Romane! Will schreiben ganz famose Romane! Will und gar nicht so ohne.“

Tante Le hub wieder mit ihrem Kopfschütteln an. „Kinder,“ sagte sie, „wenn ich meine Nerven nicht so in der Gewalt hätte, ich könnte schwach werden. Meine selige Mutter trieb bei dieser Gelegenheit ihre Vapours. Sie blühen duselig bin ich auch geworden. Ich heiratet einen Mann, den sie nicht leiden kann, aber was? — ja, natürlich. Der Mann ist ein gewöhnlicher Fallenstein und trotzdem ein Graf mit einem prächtlichen Hinterher. Der Mann ist Geistesimpfener, aber eigentlich ist er Romanschristlicher. Das ist ein Lobworte, in das ich mich erst allmählich finden muß. Aber es wird ja kommen. Nun seht euch mal da drüben auf das Sofa. Da Fallenstein ein Graf ist, so sind seine Schulden selbstverständlich. Und bezahlt werden sie schon werden. Das ist die geringste Sorge. Viel wichtiger ist, wie wir Will die ganze Geschichte beibringen, ohne daß das unvernünftige Dummwetter gar zu verzerrend losbricht. Und darüber wollen wir mal in Ruhe beraten.“

Es geschah dies nach Möglichkeit, wenn auch nicht ohne Einwürfe und Gegenreden. Fallenstein fing zunächst nach einmal von seinen Schulden an. Er war sehr froh, daß die Desejse des Sportblattredakteurs, die er als deus ex machina verwandte, die Peinlichkeit des Geldmangels ein wenig lindern half; aber er wollte doch auch noch gern einige weitere Erklärungen abgeben, um nicht ganz als der übliche leichtsinnige Neuntant mit dem Herzen voll guter Vorsätze zu erscheinen. So erzählte er denn von dem materiellen Zusammenbruch seines berühmten Rates und zog schließlich sogar die Bitte seiner Schulden aus der Brieftasche, um Lund zu tun, daß es sich nur um eine verhältnismäßig geringe Summe handelte. Aber da widerprücht Anita energisch, und auch Tante Le merkte, daß diese „acht guten Groschen“ nicht der Rede wert seien; sie sagte sogar hinzu, daß sie von einem Grafen Fallenstein-Treffhausen mehr erwartet hätte. Und nun kam man endlich auf die wichtigere Hauptfrage: auf die nötigen Erklärungen Preysing's gegenüber.

Da wollte Fallenstein denn nun wieder den direktesten Weg haben: einfach Preysing ermarren, ihm Arm in Arm mit Anita entgegenzutreten und ihn mit vernünftigem Gesicht um seinen Segen bitten. Doch davon warnte Tante Le. Man müsse an die Festigkeit Preysing's denken; man müsse ihn genau so schonend vorbereiten wie den Grafen Brothusen; man müsse seine Eigenart berücksichtigen. Sie erklärte sich bereit, als Mitabwähler zu fungieren. Sie wollte ihn empfangen, ihm alles erzählen und das erste Ungewitter auf sich nehmen. Inzwischen sollten Anita und Fallenstein im Wohnzimmer warten.

Das war jedenfalls das Zweckmäßigste, und nach einigen Hin und Her waren die beiden auch damit einverstanden. Nun ah man gemeinsam zu Abend und wartete dann auf die Rückkehr Preysing's. Tante Le war freundlich und herzlich und voller Hoffnungen. In der Woge ihrer Seele schnellte die feinfühligste Seite in die Höhe. Der Grafentitel Fallenstein's tat ihr wohl. Andererseits imponierte ihr auch wieder der demotrische Zug in ihm: die Gleichgültigkeit, mit der er Titel und Rang beiseite gelegt hatte, um sich eine neue Lebensstellung zu schaffen. Das zeugte von kräftiger Gesundheit; das Sein ging ihm über den Schein.

Die Lampe brannte im Wohnzimmer, und man sah um den runden Mittelstisch. Man sprach von allerlei; auch schon von Zukunftsplänen. Anita ließ sich von dem Familiengute Fallenstein's erzählen, das noch unter Administration stand, und erzwang eine Wiederherstellung des Fideikommisses. Er war dagegen; der Wille war zu umfangreich, und er wollte sich keine neuen Sorgen aufhalsen. Aber vielleicht konnte man das ursprüngliche Stammgut der Familie wieder an sich bringen und verständig bewirtschaften. Es war der Stolz des Fallenstein'schen Geistes, dessen Kontabilität sich auch unter der Verwaltung geübt hatte, und ihre alten politischen Interessen wollten die beiden nicht aufgeben. . . . Auch von Brothusen wurde gesprochen. Anita hoffte auf die vermittelnde Hand Preysing's. Und sie erklärte, daß sie sich sogar vor einer persönlichen Aussprache nicht scheute. . . .

Und plötzlich wurde draußen in der Einfahrt der dumpfe

Stoß der Suppe laut. Da schlugen auf einmal die Herzen höher. Anita und Fallenstein sprangen empor und eilten in das Wohnzimmer, Tante Le stürzte dem Ankommenden entgegen.

Auf der Rampe wartete Hoppenstedt mit einer Blendlaterne. Er hatte auf Befehl Preysing's sein Amt als Kammerdiener wieder übernommen. Das sollte die Strafe für das Entweichenlassen der schwarzen Zette sein. Wenn Preysing seinen „Himmel“ in unmittelbarer Umgebung hatte, konnte er ihn anhaltender anschauen. Das war Hoppenstedt recht. Es fehlte ihm etwas, wenn er nicht täglich den behaglichen Schnauzton seines Herrn vernahm.

Preysing sprang aus dem Wagen und warf Hoppenstedt seinen Havelock zu.

„In Abend, Tante Le,“ rief er, — ein bißchen spät geworden, was? Aber ich habe erst Frau von Helmamm absehen müssen —“

„Ist sie — war die auch da?“
„Ja, die war auch da — und ist zu Kreuze gezogen. Ist ganz klein geworden. Kam mit allerhand Vorschlägen — na, und da hab' ich denn nachgegeben. Sie will ihre Panzerie mit der meinen verschmelzen — dafür krieg' ich den Wieselzippel.“

„Das ist aber mal nett, Wilschen!“
„Ganz nett so, jawohl. Deine Besorgungen hab' ich ersehnt: Fischbeinlammern und Barquentulle und Ragen fallen und was du sonst noch wolltest. Eine Lorte wollte ich auch eigentlich auch mitbringen; aber der Konditor in Zempelberg hat noch immer die Fliegenzucht in Erhpaß. Sein Kuchen steht ganz schwarz aus. Ich dachte zuerst, es wären Kojinen. Aber wenn man mit der Pöte über den Kuchen fährt, fliegen die Kojinen davon.“

Tante Le sagte, „Willst du noch etwas essen, Junge?“
„Ne, ich danke. Wir haben bei Sieherer soupiert. Der war aber nicht da. Ein miserabler Justizrat. Wohl seine Seegeesellen — allerhand Hochachtung. Ein getriffener Ralbrüden — ich sage dir: erstklassig. Ditheline hat ordentlich gepoppt. Sie läßt dich schon gräßen. Ist was von Wichtigkeit passiert?“

„Ein paar Briefe sind da . . .“
Das Herzlophen der Tante Le verstärkte sich. „Aber sie kostete Mut. Will war in guter Laune. Die Einigung mit Ditheline stimmte ihn schließlich heiter.“

Sie folgte ihm in sein Zimmer. Da ließ er sich wachig auf dem Sessel vor seinem Schreibtische nieder und griff nach den Briefen. Ein paar Druckfaden wurden flüchtig aufgerissen und sausten in den Papierkorb. Ein Schreiben des Landrois amüsierte ihn. „Haslingen will mit mir ein paar Pappas abtaufen,“ sagte er; „dann er kriegen — aber Daribus herappen. mein Alteschen . . .“ Dann folgte ein Brief des Pachters. „Scherbeling wird immer billiger mit seinem Selbsthändler. Ich will ihn aber nicht . . .“ Nun stuzte er.

„Das ist doch die Handchrift Brothusens!“ rief er.
Tante Le erblöste. Sie schaute ihm über die Schulter. Sie hatte die Adressen gar nicht nachgesehen.

„Ja wahrhaftig,“ sagte sie, „das ist seine Handchrift.“
Preysing öffnete den Brief. Nichts als die Verlobungsanzeige Brothusens fiel ihm entgegen.

Er wurde dunkelrot und fuhr auf seinem Stuhl herum. „Tante Le,“ schrie er, „was soll denn das heißen? Ist der Brothusen verheiratet geworden? Du hast ihm doch extra geschrieben daß —“

„Muße, Will!“ fiel die Gräfin ein und zog sich einen zweiten Stuhl an den Schreibtisch. „Bitte, laß mich erst mal sprechen. Ich ahnte nicht, daß er auch dir diese Anzeige . . . Also: er war verheiratet — er bekommt meinen Brief erst morgen. Inzwischen hat er an Anita geschrieben, sein Onkel wäre gestorben, du weißt schon, und da hätte er die Verlobung veröffentlicht. Die Kleine weint sich die Augen an den Kopf.“

„Gott, die arme Kleine . . . Tante Le, das muß redressiert werden. Das geht nicht. Brothusen tut mir leid — aber Anita's Glück steht mir höher. Du kennst meine Ansicht.“

„Sie ist ja auch die meine, Will!“
„Und auch Dithelines. Ich habe mit ihr darüber gesprochen. Eine ganz vernünftige Frau — in dieser Hinsicht.“

Ja, in dieser Hinsicht. . . . Morgen früh telegraphiere ich an Brothusen.“

„Vielleicht fährtst du selber zu ihm. Mühselig macht sich so etwas am besten.“

Preysing überlegte einen Augenblick und nickte dann. „Ist richtig. Die Sache wird sich schlichten aus der Welt geschafft werden. Ich bin der Vater. Und wenn Brothusen mit die Eumhölzer kündigt, ist's noch so. Ich lasse die Will nicht in eine unglückliche Ehe taufen. Das wäre ein unerhörter Frevel. Sagt Ditheline auch. Wir haben lange über die Geschichte geredet. Natürlich witterte sie grade wie du eine andre Belebe bei der Will. Ring auch von dem Fallenstein an — genau so wie du. Das ist ja Unfinn. Aber ich sage dir, Tante Le: es' ist dem Brothusen die Will geht, lieber gönnte ich sie noch dem Fallenstein. Ich meine: geklebt den Fall. Gehebt den Fall, daß . . . Aber sie kann ihn ja nicht ausheben.“

„Doch,“ sagte Tante Le und atmete schwer. Denn nun sah alles so fäule, mußte auch die Entscheidung fallen. Jetzt galt es, kräftig einzufahren. „Doch,“ wiederholte sie und rühte mit ihrem Stuhl näher an den Schreibtisch heran; „es war ein Irrtum von uns — sie kam ihn schon leben.“

Preysing schaute auf. Sein Auge begann zu zittern. „Es war ein Irrtum von uns, Will,“ sagte Tante Le noch einmal. „Sie lebt ihn.“

„Da erobst dich Preysing. Ein wenig schmerzlich, die Hände auf den Schreibtisch gestützt. Es lag ein Wetter über sein braunes Gesicht. Die Rechte wühlte über die Stirn. „Bist I . . .“ Er schludte. Dann raffte er sich zusammen und sprach ruhig: „Sag das noch mal. Hab' ich richtig gehört? Sie lebt den Fallenstein?“

„Ja, Will. Schon lange. Es ist aber heute erst zur Aussprache gekommen. Eben infolge der Anzeige.“

Preysing nahm das Stahlmesser, das auf dem Schreibtisch lag, und bog es trumm. Die Gräfin stand nun neben ihm. Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und sagte in herzlich bittender Tone: „Nicht heftig werden, Will!“

Da wandte er ihr sein Gesicht zu. Die Lippen waren weiß; in das Braun der Wangen mischte sich ein grauer Ton. (Schluß folgt.)

Lieschen.

Mit meinen Büchern unterm Arm, Ward es für mich schon ein Gesicht und rascher schlug mein Herz und warm, Wenn du mir gönntest einen Blick.

Trotz aller hohen, weisen Lehr', Trotz mancher Warnung, manchem Schlag Vern' ich aus deinen Augen mehr, Als unter Schul' und Kirchengedach.

Drauf nahte sich das Leben mir, Mein Kopf ward hell und weit der Sinn; Doch lernend immer sich' ich dir Zu Füßen noch, o Lehrerin.

Adolf Raffau.

Villa Erholung.

Bon

Zeit Neudorf-Gamburg.

Eine alte Tante — sie hat es dazu — hatte mit tausend Mark für eine Ferienzeit gepachtet. Vor zehn Jahren hätte ich mit einem solchen Reisebudget eine Mittelmeerreise oder eine Fahrt zum Nordkap ermöglicht, wobei die Verpflichtung, sämtliche Küsten mit Anfahrtskarten zu beglücken, mich nicht im geringsten gestört hätte. Neuer erschienen mit tausend Mark immerhin als ein Geschenk aus ein Grundstock zur Befreiung eines dreiwöchigen Aufenthalts in einem kleinen Reisebüro, der meine Frau und mich ausreichte. Ich habe mich sehr überzogen.

In einem kurzen Briefwechsel mit dem Inhaber eines Logishauses man ist die Grund dieses Worlungeitens, wurde uns für einen Tagespreis von dreißig Bahnermark für die Person die Tage letzten Wohlbehagens versehen.

Am Tage der Ankunft in . . . waren von dem Tantenstipendium nur noch neuhundert Mark in unserem Besitz. Der als habgierig bezeichnete Eisenbahnkassier hatte sich

mit kaum dreißig Mark begnügt, vierzig Reich der Aufsicht ein, der sich gern bereit erklärt hatte, uns vom Bahnhof zu unserem „Logishaus“ zu fahren. Ein unkränzte Willkommensschild hatten wir zwar nicht erwartet, nur weniger aber ein Plakat im Gausengang, das die Ankommenden über einen zehnprozentigen Aufschlag „zur Ablösung der Trintgelber“ informierte. Statt 60 also 66 Mark täglich! Dafür sollten aber auch zwei eben der Schule entworfene kleine Mädchen, die einzigen bedienten Funktionäre des Hauses, von unseren Trintgelbern erlöst sein.

Ich hatte gehofft, das Fenster des uns zugedachten Zimmers mit einem Meeresblick und dem Rufe „Halatata“ zu öffnen. Die Wirtnin klärte mich darüber auf, wie uns begründet diese Illusion gewesen sei. Für 30, in Wirklichkeit 33 Mark, gab es nur Aussicht auf einen Holzschuppen, der Meeresblick tofete für Kopf und Tag fünf Mark mehr. Wir entschlossen uns, vor dem Holzschuppen zu bleiben; an derartige Finsternisse hatte die gute Tante bei Bemessung ihrer Epende sicherlich nicht gedacht. Schon am nächsten Tage wagten wir die weiteren fünf Mark pro Kopf. Das kam für uns Vertrauen auf den Namen des Stadtschiffers — „Villa Erholung“ — im Hinblick auf die vor Eintritt bei Böhrer gehörte Korrespondenz, in der uns ein ruhiges Zimmer unter tausend Schindeln zugesichert worden war, hatten wir auf eine Nachfrage von der in Mittelburg wohnenden Ausbehung geredet. Auch das war eine Illusion. Der Besitzer der „Villa Erholung“ erbot sich als Frühjahrsheiler, der, wie der Kreisblattreferent sagen würde, über eine kräftige Stimme und nerige Arme verfüge. Am fünf Uhr früh betrat der Erholungsmann den schon erwähnten Holzschuppen, und es entspann sich eine Holzspalterei, bei einem Gesang, wie ihn Held Siegfried auf Wagner's Geheiß dem Schmiedem des Schwertes Notung zu erheben hat. Anzwischen wurde es aber auch bei und im Zimmer sehr lebhaft. Ein Schwarm Fliegen von der Größe eines Berserchers hielt bei uns Großflumpig ab. Mein Versuch, den Streit zu schießen, endete mit einem zerbrochenen Spiegel. (Ich verrate nicht, um welchen weiteren Betrag das Tantenstipendium reduziert wurde.) Immerhin waren wir uns einig, daß unsere Nachfrage die Aufwendung weiterer zehn Mark am Tage wert war.

Am dritten Tage in der „Erholung“ hatte meine Frau verweinte Augen. Was ich nicht auszubedenken mochte, hatte sie schriftlich erredet: das Minus, das dem Fonds der Mühe drohte, wenn wir länger blieben. Neuer Kriegsrat. Beschluß, der „Erholung“ den Rücken zu kehren. Der stimmgebende Holzspalter wollte uns ziehen lassen, wenn wir ihn „entschädigten“. „Gemeinet ist gemeinet“. So uns ventabel wollten wir das Geld der Tante denn doch nicht lassen; also blieben wir, bis die bereitete Preß um war.

Bon unferem Deshitz schmeige ich. Nach der endgültigen Berechtigung des Reisebudgets gab es kein Geld mehr. Die Tante ist schuld, sagten wir und hielten die schmalzigen Geldscheine nicht mehr so fest.

Gezögert habe ich mit nur einen Tag nach der Heimkehr. Der Briefträger, der meine Zurückmeldung entgegen nahm, hatte auch gerade seine Ferien beendet. Er war um zehn Jahre jünger geworden. Ich fragte nach seinem Sommerfische. „Zu Hause auf dem Sofa war ich,“ sagte der brave Bringer der Briefe. Er hatte den Weg zur richtigen Erholung gefunden.

Die politischen Berichte des Fürsten Bismarck.

Im Verlag von Neimar Hobbing, Berlin SW. 48, ist jeben ein äußerst interessantes Werk erschienen: Die politischen Berichte des Fürsten Bismarck aus Petersburg und Paris (1859—1862), herausgegeben von A. Raschdau, Gelehrter a. D.

Schätz Jahre sind vergangen, seitdem Bismarck diese Berichte geschrieben hat. Ihre Entfaltung fällt in die Zeit des machtvollen Aufstieges Preußen-Deutschlands. In einer Zeit schwerster Niederlage und innerer Berserrenheit des deutschen Volkes luden die Bismarck'schen Berichte, aus der Verborgenheit der Akten heraus, die Aufmerksamkeit des neuen Deutschlands. So sind sie ein höchstes dem Historiker, nicht dem Politiker, und besonders nicht dem Diplomatiker allein, wird es bedargoten, sondern jedem Deutschen, der aus der heutigen Verborgenheit der Interessengegenstände heraus Antwort sucht auf die Frage des Tages: „Was ist Politik?“

